



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hiermit endigt eigentlich die Geschichte von Oluf Blau und Trapa natans, aber der Vollständigkeit wegen will ich doch noch etwas hinzufügen.

Zwei Monate nach der hier erzählten Begebenheit war ich zur Hochzeit in Östbäck, und nächstes Jahr stand ich auf Kragebjerg Gevatter bei einem Sohn, der in der Taufe den Namen Helmer Redsted Blau empfing; ich schlug vor, daß der Junge gleichzeitig Trapa heißen sollte, aber davon wollte der Vater doch nichts wissen. Im ganzen hatte es den Anschein, als ob sich das Interesse für Trapa bedeutend abgekühlt hätte. Dennoch freute es ihn natürlich, davon zu hören, als der fossile Samen der Hornmuß nach einigen Jahre in ein paar Sümpfen der Insel Saaland gefunden wurde, und da die Pflanze wirklich später in einigen südschwedischen Seen wachsend vorkam, so bestärkte ihn dies in der Hoffnung, daß er auch noch einen Dlusfen finden würde, der eigentlich ein Blau war und von dem sein Urgroßvater abstammte.

Oluf Blau war ein glücklicher Mann — nur zu glücklich, sagte er selbst, als ich ihn das letztemal besuchte. Er vergötterte seine Frau, die ihn ihrerseits als Entgelt dafür im Großen wie im Kleinen bewunderte, und er war unendlich stolz auf seinen Stammhalter. Ich habe Ebba gefunden, sagte er, und einem Sohne das Leben gegeben — nun habe ich eigentlich nichts mehr zu thun, wie mir scheint!

Aber eine Mission hatte er doch noch. Der Krieg brach aus. Blau hatte nie zu denen gehört, die große Worte über Vaterland und Patriotismus machen, und das that er auch jetzt nicht; aber ich bin überzeugt, daß er sich als eine Art Vasall betrachtete, dessen Pflicht es sei, sich unter die Fahne zu stellen, wenn der Lehnherr waffentüchtige Mannschaft anbietet. An einem kalten Wintermorgen ritt er von Kragebjerg fort, nachdem er Abschied von Frau und Kind genommen hatte, wie es sich für einen mannhaften Ritter geziemt, der ins Feld geht, meldete sich bei seinem alten Regiment und fiel während einer Reconnozirung südlich von Danevirke.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutschland in englischen Anschauungen. Wenn in jüngster Zeit bei Gelegenheit des deutsch-englischen Abkommens über Afrika von vielen Seiten der größte Wert auf Englands Freundschaft gelegt worden ist, so muß es für uns wichtig sein, die heute jenseits des Kanals über deutsche Verhältnisse herrschende Stimmung kennen zu lernen. Diese geht nun wohl am deutlichsten aus einem soeben veröffentlichten Artikel der Quarterly Review, einer der angesehensten englischen Monatschriften, hervor; freilich ist das Ergebnis ganz anders, als die, die

von englischer Freundschaft träumen, vielleicht voraussetzen: alles in ihm spricht die bitterste Feindschaft gegen den Gang der deutschen Politik aus, den Fürst Bismarck vorgezeichnet hatte, und in dem sie sich im großen und ganzen weiter bewegt und weiter bewegen muß. Gerade der Umstand giebt dabei besonders zu denken, daß der Artikel kurze Zeit nach Abschluß eines Vertrages erscheint, von dem die Engländer selbst zugestehen, daß er ihnen außerordentlich nützlich ist — was hätte Deutschland erst von der öffentlichen Meinung des Landes zu erwarten, wenn es einen Erfolg gegen England in seiner Geschichte zu verzeichnen hätte?

In der Form — aber eben auch nur in der Form — ist der Artikel eine Widerlegung der Freytag'schen Erinnerungsblätter und eine Darlegung der Ansicht des Verfassers über Charakter und politische Anschauungen des verstorbenen Kaisers Friedrich, dem selbst und dessen Familie sehr nahe gestanden zu haben er zwar nicht ausdrücklich versichert, aber doch mit genügender Deutlichkeit zwischen den Zeilen lesen läßt — ein Umstand, der durch die Mitteilungen über den Kaiser nicht gerade an Wahrscheinlichkeit gewinnt, aber bei dem Durchschnitts-Engländer so naturnotwendig ist, wie die Datirung möglichst vieler Briefe aus Windsor=Castle bei dem großen Geschichtschreiber war, der sich als Gast der Königin dadurch — selbst in England — unsterblicher Lächerlichkeit aussetzte.

Der Grundgedanke der gesamten Darlegung liegt in dem Satze: „Sein staatsmännischer Blick (des Kronprinzen) zeigte ihm schon vor dem französischen Kriege, in welcher Richtung sich die innern Angelegenheiten rasch weiter entwickelten. Er wünschte den Kampf der Interessen zu vermeiden, den seiner Ansicht nach die innere Politik des Kanzlers beschleunigen mußte und notwendig werden ließ. Wäre sein Rat vor zwanzig Jahren angenommen worden, so wäre möglicherweise der jetzige Kaiser nicht dazu gezwungen worden, entweder durch militärische Zwangsmaßregeln zu regieren oder sich als irdische Vorsehung hinzustellen (either of governing by military force or of posing as an earthly Providence).“

Den Gipfel böshafter Entstellung erreicht der Verfasser, wenn er auseinander setzt, die gesamte innere Politik Deutschlands sei von dem damaligen Kronprinzen als reaktionäre Unterdrückung (repressive and reactionary) aufs stärkste mißbilligt worden, und unter andern sei er durchaus gegen das allgemeine direkte Wahlrecht gewesen: diese Einrichtung ist ihm also ein Symptom rückläufiger Politik, wie sie sich das freie England niemals zu Schulden kommen lassen würde!

In diesem letzten Punkte hat er freilich Recht. Schon im Jahre 1842 erklärte Macaulay in seiner berühmten Parlamentsrede gegen die Chartisten, daß, wenn die Forderung des allgemeinen Stimmrechts angenommen würde, wie sie in dem sogenannten People's Charter ausgesprochen war, das Unterhaus eine sozialdemokratische Mehrheit haben und die „glorreichen Einrichtungen des englischen Staatslebens“ von der Erde verschwinden würden.

Und doch thut man den Engländern eigentlich Unrecht, mit ihnen überhaupt zu diskutieren oder an irgend etwas Anstoß zu nehmen, was sie sagen oder meinen. Ihre Vorurteile sind nun einmal unausrottbar; vermag doch keine Vernunft etwas gegen jemand auszurichten, der mit dem festen Vorsatz in den Kampf geht, seine Vorurteile als teuerstes Besitztum unverändert zu bewahren. Wir setzen als klassische Probe dafür den Satz her, der es sich zur Aufgabe macht, eine Erklärung für die Darstellung zu geben, die Freytag dem Verhältnis des Kaisers Friedrich zu seiner Gemahlin gewidmet hat.

„Zwischen beiden bestand die vollständige Übereinstimmung, das gegenseitige Vertrauen und die redliche Unterstützung, die in England das Ideal ehelichen

Glückes bilden. Dem Norddeutschen ist dieses Ideal völlig (practically) unverständlich. Seine Gattin ist, um den alten juristischen Ausdruck zu brauchen, nichts weiter als ein Stück seiner Habe (a mere chattel), wenn es hoch kommt (at the best) eine geachtete Haushälterin, selten, wenn überhaupt je, seine Gefährtin. Ihren Rat einzuholen, würde unter seiner Würde, sich ihn zu Nutzen zu machen, ein Aufgeben seiner Männlichkeit sein. So lange die Frauen in dem Leben des preußischen Mittelstandes ihre jetzige Stellung einnehmen, ist es notwendigerweise eine Beleidigung für die nationale Vorstellung von der Ehe, wenn sich Mann und Frau auf dem Fuße häuslicher Gleichheit (on a footing of domestic equality) bewegen.“

Was können wir armen Deutschen nicht alles von dem tugendhaften Inselvolke lernen! In England sind nur die besitzenden Klassen im Parlament vertreten, und wir lassen jeden in den Reichstag eintreten, auch den, den die Leute wählen, die keinen andern Besitz haben als ihre beiden Arme; im Hause der Gemeinen können nur reiche Leute sitzen, und bei uns würden viele Reichstagsmitglieder froh sein, wenn sie ein Tagegeld bekämen, über das ein Parlamentsmitglied lachen würde; in England leben von den höchsten Stellen bis zu der Hefe des Volkes alle Ehepaare in der glücklichen Lebensgemeinschaft, die für manche Fälle durch jene Dosis Peitschenhiebe herbeigeführt wird, die das englische Gesetz für Mißhandlung von Frauen vorschreibt; wir hören unsre Sozialdemokraten im Reichstage wie bei sonstigen politischen Versammlungen ruhig an, in England kommen sie nur zu Worte, wenn sie als Staatsbeamte die Vollziehung ihrer eidlich gelobten Pflichten verweigern und ihr Interesse an der Erhaltung der glorreichen Konstitution Englands durch Postbeamten- und Konstablerstreiks bethätigen!

Eine Legende über Friedrich Wilhelm IV. In Nr. 25 der Grenzboten findet sich eine Anzeige der Schrift von Edwin Wille über Diesterweg und die Lehrerbildung. Es wird daraus eine Ansprache abgedruckt, die Friedrich Wilhelm IV. am 15. Januar 1849 an die versammelten Seminardirektoren und Seminarlehrer gehalten haben soll. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit muß diese angebliche Ansprache, worin der König alles Glend des Jahres 1848 einzig und allein aus einer pfauenhaft aufgestuften Scheinbildung der Volksschullehrer herleitet, als eine Legende bezeichnet werden. Sie erschien zuerst im Frankfurter Journal vom 17. Februar 1849 und ging aus diesem damals preußenfeindlichen Blatt in andre politische Zeitungen und in pädagogische Blätter über, leider dann auch in Schriften über die Geschichte der Volksschule. Der Verfasser der Schrift über Diesterweg hat sie aus der Schmidtschen Encyclopädie, und zwar aus dem Artikel „Volksschullehrerfeminare“ von Dr. K. Schneider entnommen, der die Sache auch als geschichtliche Wahrheit hingewiesen hat.

Man hat niemals erfahren, welches von den Mitgliedern der Konferenz dem Frankfurter Journal Bericht erstattet hat; dagegen haben mehrere Mitglieder, namentlich Oberlehrer Randschmidt aus Breslau, ein alter Schüler Pestalozzis, diese Ansprache für ein Gewebe von Lügen erklärt, dem man, so lange der Erfinder im Verborgenen bleibe, nur das Schweigen der Verachtung entgegensetzen könne. (Vgl. Schulblatt für die Provinz Brandenburg 1849, S. 134.) Der seiner Zeit als Pädagog und Methodiker hochgeschätzte und noch jetzt unvergessene Provinzialschulrat D. Schulz fügt a. a. D. hinzu: „Für diejenigen, denen vielleicht halbe Aufzeichnungen über den Hergang zugekommen sind, will ich aus glaubwürdiger Quelle nach der Mitteilung eines der Anwesenden folgendes hinzufügen: Der König hat die Seminarlehrer nicht zu sich rufen lassen, sondern nur die von ihnen selbst erbetene

Audienz bewilligt. In der Anrede, welche der Direktor Zahn aus Mörs namens der übrigen Teilnehmer der Konferenz an des Königs Majestät zu richten beauftragt war, erwähnte derselbe zuletzt noch eines Umstandes, der bei dieser Gelegenheit besser unberührt geblieben wäre, der Beteiligung vieler Lehrer an verwerflichen Zeitbestrebungen, mit der Bitte, Seine Majestät wolle diese Verirrungen nicht dem ganzen Lehrerstande anrechnen und das Geschehene mit Milde und Nachsicht beurteilen. Des Königs Majestät erwiderte auf diesen Teil der Anrede: Die Thatfachen, deren Direktor Zahn erwähnt habe, seien auch zu Ihrer Kenntnis gekommen, und Majestät leugnete nicht, daß Sie dieselben mit großem Schmerz vernommen hätten. Die Geschichte weise allerdings Beispiele von Verirrungen ganzer Völker nach; wenn aber gerade diejenigen, die durch Pflicht, Amt und Gewissen sich gedrungen fühlen sollten, Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Gesetz aufrecht zu erhalten, sich von dem irgeleiteten Strom fortreißen ließen und die ihnen bewohnende Macht der Intelligenz dazu mißbrauchten, die Pfeiler der staatlichen Ordnung wankend zu machen, so sei das eine Erfahrung der betrübendsten Art. Nach dieser durch die Anrede des Direktors Zahn herausgeforderten Ausrufung unterhielt sich Seine Majestät mit jedem der ihm vorgestellten Lehrer höchst leutselig und entließ die Versammlung unter Ausdrücken des Wohlwollens."

Das geschichtliche Bild Friedrich Wilhelms IV. ist durch Parteilichkeit schon genügend entstellt und verzerrt, und man hat die Pflicht, eine Legende, die ihm so unkönigliche Worte in den Mund legt, auf ihre Quelle zurückzuführen.

Der Hund und der Ofen. Wohl um dieselbe Zeit, wo in den Grenzboten die Vermutung ausgesprochen wurde, Herr Direktor und Professor Dr. Niegel, der Vorsitzende des Vorstandes des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, habe sich in seiner großen Rede in München an dem Verfasser der „Sprachdummheiten“ reiben wollen, muß Herr Niegel in Braunschweig ein Manuskript in den Satz gegeben haben, das jene Vermutung bestätigt. Er ist voll Ingrinums gegen den „Grenzbotenmann“ und wird damit sogar belustigend, was sonst nicht seine Art ist. Er erzählt, wie glücklich ihn die Entdeckung eines angeblichen Sprachfehlers in den Grenzboten (Nr. 25, S. 533) gemacht habe. Da steht nämlich: „Auf diese Weise lockt man keinen Hund vom Ofen,“ und das ist — meint Herr Niegel — grundfalsch, denn früher hat man gesagt „aus dem Ofen,“ und das kommt daher, daß die Ofen früher Füße hatten, zwischen denen es dem Hunde, „besonders wenn er naß von Schnee oder Regen heim kam,“ besonders wohl war. Von solchen Ofen weiß — so behauptet Herr Niegel — weder der Grenzbotenmann noch Hermann Schrader, der Verfasser des „Bilderschnucks der deutschen Sprache“ etwas, sonst würden sie nicht „vom Ofen“ sagen. Allerdings findet sich diese Form auch bei Bürger, und Bürger könnte noch Ofen auf Füßen gekannt haben, auf alle Fälle muß man ihm gegenüber vorsichtig sein. Aber es „leuchtet ein, daß Bürger in dichterischer Freiheit um des Versmaßes willen das »aus dem« durch »vom« ersetzt hat.“ Höchst einleuchtend in der That, denn die Werkzeuge

So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken

so umzumodeln, daß „aus dem“ darin Platz fände, diese Aufgabe wäre natürlich für einen Meister der Sprache wie Bürger zu schwer gewesen! Allein wie ist uns denn? Würde nicht in einer gewissen Rede in München unter Anrufung Goethes dem Dichter das Recht gewahrt, sich über die Regeln der Grammatik hinwegzusetzen, die Sprache umzubilden? Dann wäre ja seit Bürger das „vom“ nicht mehr falsch, nicht mehr unerlaubt, und Herr Niegel hätte sich unnötigerweise erhibt?

Doch bedürfen wir Bürgers gar nicht. Herr Riegel zählt die ihm — und auch uns sehr wohl — bekannten auf Füßen stehenden Öfen auf. Wir könnten ihm mit noch mehr dienen; aber es giebt auch Öfen ohne Füße, aber mit Ofenbänken, es giebt auch breite, niedrige Öfen, auf deren Dach Mensch und Hauttier sich gern lagerten, wenn nicht gerade Wäsche getrocknet oder Teig gewärmt wurde. Wenn Herr Riegel recht artig sein will, soll er erfahren, wo solche Öfen noch zu sehen sind. Also ist das „vom“ ebenso berechtigt wie das „aus dem,“ und nur ein Pedant*) wird überhaupt die Meinung aufstellen, daß ein Hund, der aus dem Ofen gelockt wird, nicht vom Ofen gelockt werde. O diese ärmliche Haarspalterei! Wollte man ihr nachgeben, so müßte wohl vor dem Gebrauche der besprochenen Redensart jedesmal erst erkundet werden, ob der zu lockende Hund auf, neben, unter, hinter oder in dem Ofen liege, und darnach den Satz bilden.

Und nun, Herr Doktor (doch wohl der Philosophie?), wie steht es um die Logik? Jemand gebraucht eine Redewendung, die seit hundert Jahren üblich ist, bei einem großen Dichter vorkommt, und Sie rufen triumphierend: „Ha, er kennt die ältere Form nicht, oder er versteht sie nicht!“ Woher wissen Sie denn das? Einer sprichwörtlichen Redensart werden Sie sich wohl noch erinnern, wenn sie auch nicht deutsch ist: Si tacuisses etc.

Frau Zghisse und Baronin Zpsilonne. Salvatore Farina ist ein bedeutender, vielleicht der bedeutendste Romanschriftsteller des heutigen Italiens. In der Vorrede zu seiner neuesten Dichtung lehnt er den Beifall des gewöhnlichen Lesepublikums ab, indem er behauptet, sein Don Chisciottino (der kleine Don Quijote) könne nur wenigen Auserwählten gefallen. Bis zu einem gewissen Grade hat er damit Recht, denn der eigentümliche, offenbar Sterne nachgeahmte Humor ist nicht recht italienisch und hat erstens etwas Gezwungenes, und dann ermüdet er durch allzu häufige Wiederholung derselben Motive: wer will alle Tage im Jahre Plumpudding essen und wer mag ihn überhaupt in Italien genießen?

Trotzdem hat er vortreffliche „Eigenschaften und bietet sehr viel mehr als die gewöhnlichen Händler in neuester Litteraturwaare,“ wie er die Fabrikanten von Leihbibliotheksfutter in der eingangs erwähnten Vorrede nennt. Die Mannichfaltigkeit der von ihm geschaffenen Charaktere ist staunenswert, und seine sämtlichen Schöpfungen haben Fleisch und Blut.

Freilich gilt dies hauptsächlich von seinen eigentlichen Helden und Heldinnen, während die Nebenpersonen etwas oberhin gemalt werden. Ja in seinem neuesten Roman nimmt er sich nicht einmal die Mühe, zwei schönen Frauen, denen sein Held die Cour macht, auch nur Namen zu geben — ein schwerer Verstoß, wenn man sich erinnert, wie vortrefflich gerade die Namengebung z. B. bei Walter Scott und Balzac ist.

Indessen ist für jedes Übel ein Kraut gewachsen, und so hat es der ungenannte Übersetzer des kleinen Don Quijote im neuesten Hefte der Deutschen Rundschau verstanden, die Buchstaben, mit denen die beiden Schönen bezeichnet werden, zu scheinbaren Namen zu machen: da wird fortwährend von der „schönen Zghisse,“ der „Baronin Zpsilonne,“ dem „Haus Zghisse“ und so weiter gesprochen, statt einfach die beiden italienischen Bezeichnungen der Buchstaben, wie den andern Teil der Romane, zu übersetzen und zu sagen X und Y.

*) Bekanntlich forderten die Kenien den Verdeutscher Campe, der auch in Braunschweig lebte, auf, das Wort Pedant zu verdeutschen; ob er es gethan hat, wissen wir nicht.

Freilich sind an dieser eigenartigen, nicht Übersetzung, sondern Beibehaltung vielleicht die Lexika schuld, in denen man z. B. finden kann, daß γ italienisch heißt *iccase* — die alberne Erfindung eines sprachmeisternden Schullehrers. Farina hat als gebildeter Mann ganz richtig für γ gesagt *ighisse*, denn einen Konsonanten am Ende eines Wortes kann kein Italiener aussprechen; deshalb hängt er ihm ein stummes *e* an; und zwei Konsonanten wie x kann er auch nicht hinter einander aussprechen, er setzt also einen schwachen Vokal (stummes *e* oder kurzes *i*) dazwischen.

Eine ungehaltene Rede. Dem Nichtgewählten, der von Zeit zu Zeit den Grenzboten seine ungehaltenen Reden anvertraut, ist ein Wiener Zeitungsblatt zugefandt worden, aus dem hervorgeht, daß sein gutes Beispiel Nachahmung findet. Der bekannte Geschichtschreiber und Politiker Herr von Helfert, der als Mitglied des österreichischen Herrenhauses allerdings auch nicht gewählt, aber doch berufen ist und daher berechtigt wäre, der hohen Versammlung seine Ansichten mündlich mitzuteilen, hat es vorgezogen, eine lange Rede gegen den Dualismus, die er auf dem Herzen hatte, und von der er doch keinen Erfolg erwarten konnte, einfach der Redaktion einer befreundeten Zeitung zu übergeben und nebenbei gleich die deutsche Sprache um ein künstliches Wort zu bereichern: „Beweggründung.“ Schon hierbei läßt sich der Vorzug des neuen Verfahrens nachweisen: die Stenographen hätten wahrscheinlich verstanden „Begründung,“ oder doch gemeint, daß kürzere Wort thue es auch, da es ja dasselbe bedeute — die Kurzsichtigen, die nicht begreifen, daß es zweierlei ist, ob jemand seine Gründe vorträgt oder seine Beweggründe — und so wäre möglicherweise unser Sprachschatz um ein Kleinod gekommen, das ihm gerettet wurde, weil der Redner sein eigner Stenograph war. Aber auch abgesehen hiervon rufen wir: *Vivat sequens!* Wie viel Zeit, Langeweile und Ärger könnte erspart werden, wenn z. B. Herr Richter künftig spräche: „Ich stimme natürlich gegen die Regierungsvorlage, wer die Beweggründung kennen lernen will, lese meine heutige Zeitung.“ Seine Anhänger hätten sie natürlich schon gelesen, und die übrigen wären froh, den Artikel weder lesen noch anhören zu müssen. Allerdings wird sich gerade Herr Richter nicht leicht dazu entschließen, da er gleich dem Schloßvogt in der *Preciosa* glaubt, man könne seine Geschichten nie zu oft hören. Aber der Anfang ist einmal gemacht, warten wir geduldig hoffend das Weitere ab.



Litteratur

Sittliches Sein und sittliches Werden. Grundlinien eines Systems der Ethik. Von Theobald Ziegler. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner, 1890

Dieses Büchlein ist aus Vorträgen entstanden, die zu Frankfurt a. M. gehalten wurden, und giebt in ansprechender Form eine beinahe vollständige Übersicht der wichtigsten ethischen Fragen mit annehmbaren Lösungsversuchen. Der Verfasser ist Optimist und steht, wie er selbst bekennt, auf demselben Boden wie Paulsen und der Däne Höffding. Darin stehen wir ihm sehr nahe. Aber was